

dtv

Jenny Lowe ist eine unerschrockene Frau. Seit Jahren schon erforscht sie die Bonobos in ihrem natürlichen Lebensraum – bis sie eines Nachts vom Bürgerkrieg im Kongo zur Flucht gezwungen wird. Die amerikanische Anthropologin schlägt sich zum nächsten Camp durch, doch sie kommt zu spät: Die Rebellen waren schon vor ihr da. Ihr eigenbrötlerischer Forschungskollege Donald Stone ist tot. Nur seine Tochter Lucy hat den Angriff überlebt. Kurzerhand nimmt die Primatenforscherin das »Dschungelkind« mit in die USA. Fernsehen, Flugzeuge, Einkaufszentren, Internet: Langsam lernt die bildhübsche 15-Jährige, sich der Zivilisation anzupassen. Instinktiv spürt Jenny jedoch, dass Lucy irgendwie anders ist als andere Menschen. Und bald findet sie auch heraus, warum ... »Ein fulminantes Abenteuer, das nicht nur für Nervenkitzel sorgt, sondern auch geistig anregt.« (Diane Hegmann in ›Nautilus – Abenteuer & Phantastik‹)

*Laurence Gonzales*, in St. Louis/Missouri geboren und in Texas aufgewachsen, wurde für seine journalistische Arbeit mehrfach ausgezeichnet. Er hat bereits eine Reihe von preisgekrönten Büchern veröffentlicht. ›Lucy‹ ist sein erster Roman. Mehr unter [www.laurencegonzales.com](http://www.laurencegonzales.com)

Laurence Gonzales

# LUCY

Roman

Deutsch von  
Britta Mümmler

Deutscher Taschenbuch Verlag

*Dieses Buch ist meinen Kindern  
Elena, Amelia und Jonas gewidmet.*

**Ausführliche Informationen über  
unsere Autoren und Bücher  
finden Sie auf unserer Website  
[www.dtv.de](http://www.dtv.de)**



Ungekürzte Ausgabe 2014  
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,  
München  
© 2010 Laurence Gonzales  
Titel der amerikanischen Originalausgabe:  
›Lucy‹  
(Alfred A. Knopf, New York 2010)  
© 2011 der deutschsprachigen Ausgabe:  
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG, München  
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen  
Umschlaggestaltung: Isabelle Hirtz  
Satz: Greiner & Reichel, Köln  
Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen  
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier  
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-21528-2

Als Jenny aufwachte, donnerte es. Seltsam, kein Blitz, dachte sie und tastete im Dunkeln nach der Blechdose mit den Streichhölzern, die auf der Munitionskiste neben ihrem Bett lag. Sie nahm eins heraus und riss es an der Kiste an. Die Flamme flackerte rötlich, dann gelb, und schwefeliger Rauch stieg auf. Neugeborene Schatten tanzten an den Wänden der Hütte. Jenny hielt das Streichholz an den Docht einer Kerze, und wie eine bläulich-gelbe Blume wuchs Licht daraus hervor. Rauch hing in der noch immer feuchten Luft.

Der Hüttenraum wirkte kahl und vollgestopft zugleich. Die Wände waren aus ungestrichenen Brettern, der Fußboden aus verzogenem Sperrholz. An einer Seite stand ein primitiver Schreibtisch mit einer alten Tür als Platte, und darüber klebten ein paar Fotos an der Wand: ihre Mutter zu Hause in der Nähe von Chicago. Schnappschüsse von den Bonobos. Ihre Freundin Donna mit den Bonobos im Zoo.

Jenny schwang die Beine aus dem Bett und lauschte. Sie hatte den Regen die ganze Nacht lang rauschen gehört. Aber jetzt hatte sich noch ein anderes Geräusch eingeschlichen. Sie zog ihre Stiefel an und stand einen Augenblick lang nur da in dem gelben Licht, groß, schlank und braun gebrannt. Dann fuhr sie sich mit den Händen durch ihr rotblondes Haar und band es schnell am Hinterkopf zusammen.

Da war es wieder, das Geräusch: Donner. Und jetzt nahm sie auch die metallischen Untertöne wahr, als das Echo des Knallens von den Bergen widerhallte. Je wacher Jenny wurde, desto

deutlicher erkannte sie, dass das, was sie da hörte, Geschütze waren. Große Geschütze. Die kongolesischen Rebellen feuerten Panzerfäuste ab. Jennys Aufenthalt hier war stets ein Risiko für sie gewesen, das sie jedoch bewusst eingegangen war, weil die Erforschung der prachtvollen hiesigen Menschenaffen, Bonobos genannt, sie so in ihren Bann gezogen hatte. Jahr um Jahr war sie trotz der Gefahren immer wieder in den Kongo gekommen. Über anderthalb Jahrzehnte lang waren die Kämpfe aufgeflammt, abgeklungen und erneut aufgeflammt. Doch jetzt war der Bürgerkrieg offenbar tatsächlich ausgebrochen, und sie musste sofort hier weg. Ihr alter Freund David Meece von der britischen Botschaft in Kinshasa hatte sie mit unmissverständlichen Worten gewarnt: Du bist wertlos für sie, und deshalb werden sie dich töten. Du musst so schnell wie möglich zum Fluss, wenn die Schießerei losgeht.

Ein Zischen in der Luft. Und wieder das metallische Donnern. Die Erschütterung ließ die Töpfe und Teller über ihrem Campingkocher erzittern. Jenny hörte, dass das Feuer aus einer anderen Richtung erwidert wurde. Wenn sie nur länger vorgewarnt gewesen wäre, eine Stunde, oder auch nur eine halbe. Aber die Rebellen waren schon ganz in ihrer Nähe. Sie schnappte sich eine Taschenlampe, die Machete und den Rucksack, den sie immer für den Aufbruch bereithielt. Eine Flasche Wasser, die schon halb leer war, trank sie mit einem einzigen langen, blubbernden Zug aus, ehe sie, noch nach Luft schnappend, nach einer vollen Flasche griff und sie an ihrem Gürtel befestigte.

Dann trat sie aus der Hütte auf die Lichtung hinaus. Es war riskant, nachts in den Urwald zu gehen, das wusste sie, aber Bleiben wäre noch schlimmer. Sie warf einen Blick zurück auf ihre Hütte und Traurigkeit überkam sie. Doch sie musste sich

beeilen. Sie drehte sich um und rannte in den Urwald hinein. Das Wasser in ihrem Magen schwappte unangenehm.

Es hatte aufgehört zu regnen. Der Dschungel vor ihr war schwarz und glitzerte im Schein der Taschenlampe. Sie wollte zumindest den Versuch machen, zu dem britischen Forscher Donald Stone durchzukommen. Sein Beobachtungsposten lag auf dem Weg zum Fluss, und die wenigen Male, die sie ihn getroffen hatte, war er ziemlich freundlich gewesen. Ihre Camps lagen allerdings zu weit voneinander entfernt, als dass sie einfach mal auf einen Besuch hätte vorbeischauchen können. Sie wusste nur, dass auch Donald Stone die Bonobos erforschte, an einer Zusammenarbeit aber nicht interessiert zu sein schien. Dennoch hatte Jenny beschlossen, zu tun, was sie konnte, falls er je ihre Hilfe brauchen sollte. Sie hatte gerüchteweise gehört, dass er eine Tochter hatte. Ob das stimmte? Nun, das hier war jedenfalls kein Ort für ein Kind.

Während sie auf vertrauten Pfaden durch den Urwald lief, hörte sie wieder den dumpfen Knall eines Granatwerfers, das Zischen des Geschosses und das stählerne Krachen einer weiteren Explosion östlich von ihr. Rauch lag in der Luft. Kurz darauf folgte das Stakkato von Maschinengewehren.

Jenny hastete weiter. Schon drangen die ersten Strahlen des Tageslichts durch das Blätterdach des Urwalds, und sie schaltete die Taschenlampe aus. Ihre Augen gewöhnten sich an den Dämmer. Wieder wurde eine Granate abgeschossen.

Sie rannte weiter, immer weiter. Denk nach, denk nach: Was als Nächstes? Nach Donald Stone sehen. Dann zum Fluss. Wenn sie jemanden mit einem Funkgerät finden könnte, würde David ihr helfen. Wenn er noch da war. Wenn die Botschaft noch stand. Wenn, wenn, wenn.

Und so rannte Jenny weiter, den ganzen Tag lang, auf dem breiten Pfad, von dem sie wusste, dass er sie zu Donald Stones

Camp führen würde. Sie machte sich Gedanken um die Bonobos. Diese Menschenaffen waren zwar sehr kräftige, aber dennoch erstaunlich empfindsame Tiere, die allein schon aufgrund plötzlicher lauter Geräusche einen tödlichen Schock erleiden konnten. Andererseits waren die Bonobos auch klug und inzwischen sicher längst meilenweit weg irgendwo hoch oben in den Baumwipfeln. Manchmal erschienen sie Jenny fast menschlich. Sie hatte während ihres Studiums begonnen, im Zoo von Milwaukee mit der größten in Gefangenschaft lebenden Bonobo-Population zu arbeiten, die zu den letzten ihrer Art gehörte. Und als Jenny dort zum ersten Mal Blickkontakt mit dem dominanten Weibchen aufnahm, wusste sie, dass sie einem Tier ins Auge sah, mit dem sie sehr viel mehr verband, als sie von ihm trennte. Wann immer sie nicht arbeiten musste, hatte sie Stunden mit der Beobachtung der Bonobos verbracht. Und seit Jenny zum ersten Mal im Kongo gewesen war, um sie in freier Wildbahn zu sehen, wusste sie, wohin sie gehörte.

An einer Biegung des Pfads blieb sie stehen und lauschte. Das Granatfeuer schien nach Osten abgezogen zu sein. Sie schlug nach den Moskitos um sich herum. Schweiß tränkte ihr T-Shirt und rann ihr die Stirn hinab in die Augen. Sie band sich ein Halstuch um den Kopf und lief weiter. Bald darauf wurde sie von einem kurzen, aber heftigen Regenguss durchnässt. Nun, wenigstens hatte er die Insekten etwas vertrieben.

Allmählich war sie furchtbar erschöpft und wünschte sich nichts sehnlicher als eine Ruhepause. Doch als es dunkel wurde, holte sie ihre Taschenlampe aus dem Rucksack und lief weiter. Die ganze Nacht hindurch hörte sie, wie die Kämpfe der Rebellen sich entfernten, näher kamen und sich wieder entfernten. Und zweimal in dieser Nacht konnte sie sogar den Rauch der Geschütze riechen.

Langsam brach der Morgen an. Der Dunst begann sich zu heben. Der Pfad wurde schmaler, jetzt würde Donald Stones Camp bald zu sehen sein. Sie war nur zweimal dort gewesen, und bei beiden Gelegenheiten hatte sie ihm eine Zusammenarbeit vorgeschlagen. Doch Stone hatte sie nur freundlich darauf hingewiesen, dass er eine Fütterungsstation für die Bonobos betreibe und Jenny nicht. Daher seien ihre Forschungsansätze nicht miteinander vereinbar. Jenny hatte es darauf beruhen lassen. Sie hatte viel zu viel mit ihrer eigenen Arbeit zu tun gehabt, um sich darüber lange Gedanken zu machen.

Sie blieb so abrupt stehen, dass sie fast das Gleichgewicht verloren hätte. Zuerst hatte sie es für einen gewundenen Ast gehalten. Erst jetzt, da ihr Körper ganz instinktiv zurückgeprallt war, erkannte sie, dass sie eine dunkelbraune Waldkobra von etwa einem Meter Länge vor sich hatte. Die Schlange hatte sich lose um einen Ast geschlungen, den Kopf hoch erhoben. Jenny dachte an das, was der Toxikologe ihrer Universität zu ihr gesagt hatte, ehe sie zum ersten Mal in den Kongo ging: Wenn Sie einer von denen in freier Wildbahn begegnen, atmen Sie nicht. Die Kobra orientiert sich an Ihrem Kohlendioxid-Ausstoß. Und sollten Sie mehr als einen Kilometer von Ihrer Hütte entfernt von einer gebissen werden, brauchen Sie sich nicht mal mehr die Mühe zu machen, loszulaufen: Dann werden Sie auf jeden Fall sterben. Und Sie werden die ganze Zeit bei Bewusstsein sein, während das Gift Sie nach und nach lähmt, bis schließlich Ihr Zwerchfell nicht mehr funktioniert.

Jenny setzte zu einer Tai-Chi-Bewegung an und verlagerte, so langsam sie konnte, ihr Gewicht. Zentimeterweise bewegte sie sich rückwärts. Eine Minute verging. Zwei Minuten. Sie hatte noch keinen halben Meter zurückgelegt, da explodierte

wieder eine Granate. Von dem Knall aufgeschreckt, ließ sich die Kobra zu Boden fallen und verschwand wie ein fließender dunkler Blitzstrahl ins Unterholz.

Jenny atmete erleichtert auf und setzte ihren Weg fort. Dieser verdammte Donald Stone, dachte sie. Warum hatte der verflucht noch mal kein Funkgerät mehr. In den ersten paar Jahren hatte sie mit ihm in Funkkontakt gestanden. Und obwohl sie ihn selten sah, war er doch ganz liebenswürdig gewesen bei ihren gelegentlichen Plaudereien, die stets damit endeten, dass Donald Stone sagte, ja, er werde ganz bestimmt bald einmal zum Tee zu ihr kommen. Doch er kam nie. Und dann hatte er einfach aufgehört, auf ihre Funkrufe zu antworten.

Wieder flog zischend eine Granate durch die Luft und explodierte, und diesmal hörte Jenny die Splitter durch das Laub und die Äste über sich prasseln. Jetzt rannte sie, so schnell sie nur konnte.

Eine halbe Stunde später trat Jenny keuchend auf die Lichtung, auf der Donald Stones Hütte stand. Sie erstarrte. Es war kein Geräusch zu hören, nur das Summen der Fliegen. Die Anzeichen waren unübersehbar: Die Rebellen waren bereits hier gewesen. Auf den Treibstofftank, der noch auf seinen metallenen Stelzen stand, war geschossen worden, und stinkendes Kerosin sickerte in den Erdboden. Stones Sachen lagen verstreut herum. Aufgeschlagene Bücher. Shakespeare. Blake. Milton. Mary Shelley. Melville. Mathe- und Physiklehrbücher fürs College. Das kam Jenny seltsam vor. Dann erinnerte sie sich an die Tochter. Aber gab es überhaupt eine Tochter? Das war doch nur ein Gerücht. Sie hatte hier nie ein Kind gesehen.

Vorsichtig näherte sie sich der Hütte. Die Tür hing nur noch lose in den Angeln und schabte über den Boden, als Jenny sie öffnete und in die Dunkelheit hineinspähte. Sie konnte die

Reste von Schießpulver riechen und den durchdringenden Gestank einer Latrine. Sie griff nach der Taschenlampe, schaltete sie ein und ließ den Lichtkegel durch den Raum wandern.

Sie hatten ihn in der Tür erschossen, und er war rücklings wieder in die Hütte hineingefallen. Jenny musste ihn nicht mehr berühren, um sich zu vergewissern, dass er tot war. Sein zertrümmerter Schädel lag in einer Blutlache. Die wenigen Dinge, die sie nicht mitgenommen hatten, waren zertrreten von Sandalen, Stiefeln, nackten Füßen. Kleine orangefarbene Notizbücher waren aus den Wandborden gerissen worden. Ein Klappstisch lag umgestürzt da, mit von einem Stiefeltritt zerbrochener Platte.

Renn weg, dachte Jenny, jetzt sofort. Geh sofort, geh an den Fluss. Du kannst nichts mehr für ihn tun. Doch sie stand nur da, starrte den britischen Forscher an und dachte: Es hätte genauso gut mich treffen können.

Als sie über die Trümmer hinwegstieg, entdeckte sie einen Vorhang, der die Hütte unterteilte. Sie schob ihn zur Seite. Und dort auf dem Boden sah sie zwei weitere Leichen, ein Mädchen im Teenageralter, nackt, und einen Bonobo. Der Kopf des Mädchens lag auf der Brust des Bonobos, als wäre sie bei dem Versuch gestorben, das Tier zu beschützen. Dann wurde Jenny schlagartig klar, dass die Rebellen das Mädchen vergewaltigt haben mussten, ehe sie es töteten. Das taten sie immer.

»Oh nein ...«

Jenny hatte die Worte kaum ausgestoßen, da hob das Mädchen den Kopf und sah sie an. Jenny erschrak so, dass sie aufschrie und nach Luft rang. Das Mädchen war klein, und ihr langes dunkles Haar stand ihr in dicken wilden Locken vom Kopf ab. Ihre glatte bräunliche Haut war blutverschmiert und

übersät mit Kratzern. Die feinen Züge ihres Gesichts waren mit Schmutz bedeckt. Sie sieht seltsam exotisch aus, dachte Jenny, ohne dass sie genau hätte sagen können, warum. Das Mädchen sah Jenny nur an mit ihren eindringlichen dunkelgrünen Augen.

»Bist du verletzt?«, fragte Jenny schließlich. »Haben sie dir etwas getan?«

Das Mädchen legte den Kopf wieder auf die Brust des toten Bonobos und begann laut schluchzend zu weinen.

»Bist du Dr. Stones Tochter? Wo ist deine Mutter?«

Das Mädchen weinte immer weiter, beide Hände auf den offenen Mund gepresst. Jenny ging zu ihr hinüber, kniete sich neben sie und nahm sie in den Arm.

»Es tut mir leid. Es tut mir so leid. Aber wir müssen fort. Hier ist es nicht sicher.« Jenny stand auf und ging noch einmal durch die Hütte, um zu sehen, ob die Leiche der Mutter irgendwo verdeckt lag. Aber sie fand kein Anzeichen von ihr. Dann begann sie, die orangefarbenen Notizbücher in Donald Stones Rucksack zu packen. Es war alles, was er hinterlassen hatte. »Zieh dir etwas an«, sagte sie zu dem Mädchen. »Pack ein, was du brauchst. Schnell. Wir werden nicht mehr zurückkommen.« Inmitten der Trümmer fand sie zwei Reisepässe und steckte auch diese ein. »Komm jetzt. Bitte. Ich kann dich doch nicht hier lassen.«

Zögernd stand das Mädchen auf und zog sich Jeans und ein T-Shirt an, immer noch schluchzend und mit zitterndem Kinn. Jenny hob ein gerahmtes Foto auf, dessen Glas zerbrochen war, und steckte es in ihren eigenen Rucksack. Erneut zischte eine Granate durch die Luft und explodierte ganz in der Nähe. Das Mädchen lief zurück zu dem toten Bonobo und warf sich weinend über ihn.

Jenny ergriff die schlaffe Hand des Mädchens, zog sie von

dem Tier weg und half ihr auf die Beine. »Es tut mir leid. Aber wir müssen an den Fluss gehen und versuchen, Hilfe zu finden.« Sie legte einen Arm um das Mädchen und schob sie Richtung Tür. »Kannst du sprechen?« Doch das Mädchen sagte nichts.

Gemeinsam verließen sie die Hütte und rannten über die Lichtung. Dann liefen sie durch den Regenwald, der hier und dort von freien Flächen voller Blumen, Orchideen, Lobelien und Strelitzien, durchbrochen war. Sie flohen über ausgetretene Pfade und unter dem sich wölbenden Blätterdach der Lebensbäume, Mahagonibäume und Eichen hindurch. Feuchter Dunst hing in schweren Schwaden in der Luft. Auf einmal wurden die Kampfgeräusche lauter, und die beiden begannen zu rennen, so schnell sie konnten. Jenny konnte Geschützfeuer hören, Explosionen und auch Schreie. Gelegentlich erhaschte sie einen Blick auf den heller werdenden Himmel, und während die Sonne immer höher stieg, stieß der Urwald langsam seinen dunstigen Atem aus. Als die Kriegsgeräusche sich wieder entfernten, wurden sie langsamer. Doch sie liefen den ganzen Tag weiter, bis die Sonne unterzugehen begann und sie schließlich im Gelb des späten Tageslichts zu einer grasbewachsenen Lichtung kamen. Dort hockten sie sich auf den Boden und aßen ein kaltes Mahl aus Früchten und Nüssen. Jenny konnte zwar keine Schüsse mehr hören, hatte aber dennoch Angst, Feuer zu machen.

»Ich bin Jenny. Jenny Lowe. Und wie heißt du?«

Doch das Mädchen sah sie nur an mit diesem traurigen Blick wie aus einer anderen Welt. Plötzlich liefen ihr Tränen über die Wangen. Jenny legte ihr einen Arm um die Schulter, und das Mädchen lehnte sich an sie und weinte.

»Schon okay. Du musst jetzt nichts sagen. Komm, wir schlafen erst mal ein wenig.«

Jenny wartete, bis das Schluchzen des Mädchens nachließ und sie gleichmäßig atmete. Dann legte sie ihren Kopf sanft ins Gras und deckte das Mädchen mit einem T-Shirt und einem Moskitonetz aus ihrem Rucksack zu. An einen Baum gelehnt saß sie selbst da und betrachtete das schlafende Mädchen. Sie hat wahrscheinlich einen Schock, dachte Jenny. Sie kann ja nicht mal sprechen. Jenny fragte sich, ob das Mädchen im Urwald aufgewachsen war. Wie ihr Leben in Zukunft wohl aussehen würde?

Sie dachte an ihren längsten Besuch bei Donald Stone zurück. Das musste jetzt fünfzehn Jahre her sein. Damals servierte er ihr Tee und Kekse mit Marmelade, die ihm aus England geschickt worden waren. Stone besaß einen Stromgenerator und einen Plattenspieler, auf dem er alte Opernplatten abspielte. Sie führten eine sehr lebhafte Diskussion darüber, welche der uralten Vorfahren der Menschen denn nun der Sprache mächtig gewesen seien. »Erectus«, sagte er, »der Homo erectus hatte bestimmt schon eine Sprache. Ich meine, sehen Sie sich die Belege für die Elefantenjagden in Spanien an. Sicher, es könnte auch nur eine Art Zeichensprache gewesen sein, aber das bezweifle ich. Der Urwald ist schließlich voller Sprachen. Hören Sie doch nur.« Er hielt inne und machte eine theatralische, weit ausholende Armbewegung. Das Camp war umschlossen von der undurchdringlichen Finsternis des Urwalds. Jenny lauschte auf die Geräusche des Dschungels, die zwischen den Bäumen widerhallten. »Sehen Sie«, sagte Stone. »Eine einzige Flut von Informationen, ein endloser Strom. Es ist der Große Strom. Der Große Strom, verstehen Sie? Alles spricht, sogar die Bäume.«

Sie hatte Donald Stone gemocht, seinen scharfen Verstand und seine schnelle Auffassungsgabe. Doch es hatte sie irritiert, dass er so gar nichts mit ihr zu tun haben wollte, der

einzig anderen Forscherin im Umkreis von eintausend Kilometern. Während sie in der Dunkelheit vor sich hin grübelte, schlief Jenny ein.

Als sie am nächsten Morgen aufwachte, war das Mädchen weg.

Erschrocken sprang Jenny auf, drehte sich im Kreis herum und spähte in den dunklen Dschungel hinein. Sie wollte schon laut rufen, erinnerte sich aber noch rechtzeitig an die Soldaten. Wie hatte das Mädchen einfach verschwinden können? War sie gekidnappt worden? Nein, wenn die Rebellen hier gewesen wären, hätten sie sie beide umgebracht. Dann hörte Jenny ein Rascheln, und als sie herumfuhr, sah sie das Mädchen aus dem Urwald kommen, mit einem Berg Früchte und Beeren vor sich im T-Shirt, das sie zu einem Tragebeutel umfunktioniert hatte.

Sie trat auf die Lichtung, als wäre Jenny gar nicht da, und legte die Früchte auf den Boden. Dann setzte sie sich daneben und nahm sich eine Avocado. Sie ritzte die Haut mit dem Fingernagel auf, teilte die Frucht mit einer raschen Drehbewegung in zwei Hälften und begann mit zwei Fingern das grüne Fruchtfleisch herauszulöffeln und zu essen. Zwischen den Bissen schmierte sie sich immer wieder etwas Fruchtfleisch auf die nackten Arme, so als wäre es eine Bodylotion. Jenny sah ihr fasziniert zu. Plötzlich schien das Mädchen sie zum ersten Mal zu bemerken. Sie hörte auf zu kauen und sah Jenny an. Dann griff sie nach einer Handvoll brauner Feigen und hielt sie ihr hin. Jenny ging quer über die Lichtung und nahm sie. Das Mädchen betrachtete sie aufmerksam und wartete. Jenny biss in eine der Feigen. Sie war innen rosa.

»Mmm. Die ist gut.«

Das Mädchen lächelte sie an und aß weiter.

»Kannst du sprechen?«

»Natürlich kann ich sprechen.«

Jenny atmete erleichtert auf. Jetzt kam ihr die Frage selbst albern vor. »Natürlich. Es ist nur so, dass gestern ...«

»Gestern ist vergangen. Heute ist alles anders.«

Jenny setzte sich dem Mädchen gegenüber hin, und eine Weile aßen sie schweigend weiter. »Ich bin übrigens Jenny. Wie heißt du?«

»Lucy.«

»Lucy. Das ist ein schöner Name. Und wie alt bist du?«

»Fünfzehn.«

»Wie hast du den Angriff überlebt?«

»Ich habe mich in den Bäumen versteckt.«

»Du bist Dr. Stones Tochter, nicht? Bist du hier aufgewachsen?«

»Ja.«

»Es tut mir so leid um deinen Vater.«

»Der Tod ist etwas Natürliches, aber ihrer war es nicht. Menschen bringen Leid, wohin sie auch kommen.«

»Hat dein Vater dir diese Ideen beigebracht?«

»Er hat mir alles beigebracht.«

»Und was ist mit deiner Mutter? Wo ist sie?«

»Sie ist auch gestorben.«

Jenny wollte schon die nächste Frage stellen, als Lucy plötzlich mit Essen innehielt und die Nase hob. »Der Wind hat sich gedreht«, sagte sie. »Ich kann den Fluss riechen. Es ist jetzt nicht mehr weit. Gehen wir.«

Auf ihrem Weg durch den Urwald schöpfte Jenny Zuversicht aus dem Selbstvertrauen des Mädchens. Lucy flog nur so dahin, und Jenny musste rennen, um Schritt zu halten. Mit ihrer Eile schreckten sie ein Fasanenpaar auf, das erobost gackernd in den Wald hineinfloh. Plötzlich hob Lucy warnend

die Hand. Jenny sah zuerst keinen Grund dafür, stehen zu bleiben. Bis aus den Bäumen eine Schlange hervorschoß, die so dick war wie ihr Bein und sich quer über den Pfad schlängelte. Als sie weg war, wollte Jenny fragen, woher Lucy schon vor dem Auftauchen der Schlange gewusst hatte, dass sie beide besser stehen blieben. Doch das Mädchen war bereits ein ganzes Stück weiter auf dem Pfad. Als sie dem Fluss näher kamen, konnte auch Jenny ihn riechen, und auf einmal gab es viel mehr Fliegen und Moskitos. Der Geruch des Flusses war unverkennbar, ein Gemisch von Düften und Schmutzwasser, von Leben und Tod. Die Bäumen standen jetzt viel dichter beieinander und ihre Stämme waren von Ranken und Kletterpflanzen umschlungen. Riesige weiße Blumen glänzten im Dunkel auf, zogen das wenige vorhandene Licht auf sich und strahlten es leuchtend wie Spitzengewebe wieder ab.

Schließlich erblickten sie die schwarze, metallisch glänzende Oberfläche des Wassers. Die Luft war stickig von Hitze und Feuchtigkeit. Sie beschleunigten ihre Schritte auf der letzten Wegstrecke noch einmal. Dann hob Lucy wieder die Hand, und sie blieben einen Moment stehen, um den Anblick des Kongo in sich aufzunehmen. Nilpferde suhlten sich im seichten Wasser und Krokodile sonnten sich auf dem silbrigen Sand. Träge floss das Wasser des Stromes dahin und umspülte sanft die vielen kleinen Inseln voll üppiger Vegetation. Von rechts kam eine Schar Kormorane heran, flog ein Stück den Fluss entlang und ließ sich dann auf der Wasseroberfläche nieder, die in Hunderte glitzernde Strudel aufbrach und sich dann allmählich wieder zu glänzender Schwärze schloss.

»Hier können wir nicht bleiben«, sagte Lucy. »Wir müssen flussabwärts gehen. Es gibt an dieser Uferseite einen Anlegeplatz, noch vor Lisala.« Sie wandte sich Richtung Westen und lief den Fluss entlang weiter, stets in respektvollem Abstand

zu den Krokodilen. Jenny folgte ihr in den schimmernden Nachmittag hinein.

Als sie den Anlegeplatz erreichten, stand die Sonne schon tief. Ein einfacher hölzerner Pier ragte aus dem Urwald in den langsam dahinfließenden Strom hinein. Dort ließen Lucy und Jenny sich nieder, aßen etwas und sahen auf den Fluss hinaus. Plötzlich schien sich Lucys Körper zu versteifen. Sie hob das Kinn.

»Schnell, wir müssen in den Wald.«

»Warum?«, fragte Jenny.

»Es kommt jemand.«

Jenny hatte nichts gehört, doch sie sammelten rasch ihre Früchte ein und zogen sich in das Dunkel zurück. Von ihrem Versteck aus konnten sie den Fluss überblicken. Eine halbe Stunde verging, ehe Jenny fragte: »Woher willst du wissen, dass jemand kommt?«

Noch ehe Lucy antworten konnte, hörte auch Jenny den Motor. Dann kam ein grauer Stahlkutter ins Blickfeld, mit an Deck montierten 40-mm-Geschützen. Das Schiff lag tief im Wasser, überfrachtet mit Männern, die mit Kalaschnikows und Panzerfäusten bewaffnet waren. Lucy und Jenny wagten kaum zu atmen, als das Boot vorbeituckerte und eine Fahne von Dieselrauch hinter sich herzog, die schwer über dem glänzend schwarzen Fluss hing.

In der Nacht schliefen sie wieder im Urwald und mussten einen Ameisenschwarm abwehren, der sich über sie hermachen wollte. Den ganzen folgenden Tag beobachteten sie den Fluss. Mittags sahen sie zwei aufgedunsene schwarze Leichen mit dem Gesicht nach unten vorübertreiben. Auf einer saß ein schwarz glänzender Rabe. Sie mussten noch eine weitere Nacht dort verbringen. Erst am Morgen darauf kam schließlich eine Familie in einem Holzboot, ein Mann, zwei Frauen

und ein kleines Kind, vorbei und nahm sie mit. Lucy kannte sie und unterhielt sich auf Lingala mit ihnen.

Sie waren kaum an Bord gegangen, da schlief Jenny auch schon auf einer Ladung würzigen Getreides in Leinensäcken ein. Als sie aufwachte, war es bereits später Nachmittag. Erst jetzt merkte sie, wie sehr die Anstrengungen der letzten Tage sie mitgenommen hatten, wie angespannt sie gewesen war.

Bei Sonnenuntergang erreichten sie ein kleines Dorf. Es war eine armselige Ansammlung von Hütten und Abfallhaufen in Ufernähe, mit frei herumlaufenden Schweinen und Hühnern und mit nackten Kindern, die sich hinter ihren Müttern versteckten, als Jenny und Lucy auftauchten. Ganze Schwärme von Kriebelmücken hingen in den wehenden Rauchschwaden der Kochfeuer. Lucy sprach mit einem Mann auf Lingala, und er führte sie zu einer Hütte am Rande des Urwalds. Aus dieser Hütte heraus verlief ein Kabel auf einen grob gezimmerten Holzturm hinauf, an dessen Spitze eine Metallantenne wie ein gekrümmter Finger gen Himmel wies.

Jenny folgte Lucy und dem Mann in die Hütte. Sie hörte dem Geplauder der beiden zu, verstand aber nicht mehr als ein paar Satzketten. Der Mann, dem das Funkgerät gehörte, war alt und verschrumpelt wie eine Nuss. Er trug ein Rolling-Stones-Shirt und Surfershorts. Der Hüttenboden war übersät mit Bierdosen, und in dem Raum stank es nach Urin und abgestandenem Zigarettenrauch. Der alte Mann hieß Denis, und wenn er lächelte, sah man, dass er nur noch einige wenige Zähne im Mund hatte. Mittlerweile drängten auch die Leute aus dem Dorf in die Hütte, um zu sehen, was vor sich ging.

Jetzt sprach Lucy Französisch mit Denis und gab Jenny ein Zeichen. »Er spricht Französisch«, sagte sie.

»Wie viele Sprachen sprichst du denn?«, fragte Jenny.

»Oh, nicht viele. Französisch und Lingala. Englisch natür-